

**Der Propst
Dr. Christian Stäblein**

Predigt vom 5.11.2016

Kreissynode Barnim

„Neue Wege in der Friedensethik - neue Wege in der Kirche?!“

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

komm, Herr, segne uns – nachdem wir die schockierenden Bilder aus Aleppo gesehen haben, lange diskutiert, was wir tun können, humanitär, aber auch darüber hinaus, nachdem wir überlegt und vorgenommen und noch einmal verabredet haben, wie die Flüchtlingsunterkunft unterstützt werden kann für die, die aus Aleppo heraus es zu uns geschafft haben, nachdem wir dann eine ganze Weile geschwiegen und schließlich noch gebetet haben, da hat irgendwer diesen alten Kirchentagsschlager angestimmt. *Komm, Herr, segne uns, dass wir uns nicht trennen* – und dann, Sie haben es im Ohr, die dritte Strophe: *Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden, wie Du ihn versprichst uns zum Wohl auf Erden. Hilf, dass wir ihn tun, wo wir ihn erspähen. Die mit Tränen säen, werden in ihm ruhn.*

Das tat gut, das zu singen zum Ende dieses Abends mit all seinen Beratungen. Ich kann die Strophe wie so viele noch auswendig. Das Lied begleitet uns ja schon lang, mich jedenfalls, Sie vermutlich auch. 1978 hat es Dieter Trautwein gedichtet, der Vater unserer Berliner Generalsuperintendentin, eigentlich, so kann man es nachlesen, eigentlich fehlte Trautwein damals nur ein passendes Schlussstück zum Reformationsgottesdienst, da hat er halt dieses Lied geschrieben, nichts ahnend, dass es ihm, wie er selber gesagt hat, schon bald aus der Hand genommen seinen eigenen Weg machen würde. Als Kirchentagslied. Als Segenslied. Als Friedenslied. Ich verbinde mit diesem Lied die Zeit um das letzte große Reformationsjubiläum – 1983 – Hochzeit der Friedensbewegungen in West und Ost. In Hannover Kirchentag mit Lila Tüchern. *Ein Nein ohne jedes Ja zu Massenvernichtungswaffen* in weiß drauf gedruckt. In Wittenberg ist in dem Jahr später ebenfalls Kirchentag, September. Der Schmied Stefan Nau haut ein Schwert zur Pflugschar um, vor 4000 Kirchentagsteilnehmern. Friedrich Schorlemmer liest dazu Texte. Unter anderem von dem noch völlig unbekanntem Mann namens Gorbatschow. Seit dem Kirchentag 1983 wird das Lied von Dieter Trautwein in der Kirchengemeinde, in der ich aufwachse, jeden Sonntag vor dem Segen gesungen. Immer. Das führt dazu, dass ich – aus der Generation der wenig auswendig Lernenden kommend – immerhin dieses Lied kann. Ohne Nachzudenken. *Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden.*

Die 80er Jahre sind voll von diesen Tönen gegen eine erstarrte Welt. Gegen den sogenannten kalten Krieg ein warmer Friedenston. Mit der Hoffnung der Bibel. Mit dem Auftrag Gottes von seinem Frieden. Die Buchhandlungen und Bibliotheken sind damals voll mit friedensethischen Büchern. *Frieden ist möglich* von Franz Alt ist ein Renner. Diskussionen, ob Frieden mit oder ohne Waffen geschaffen werden, bestimmen Kirchentage und Fernsehsendungen. Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung, die Frage der Gewissensentscheidung und der Gewissensnot – all das beschäftigt Kirchen und Christen in Ost und West.

So, irgendwie so war das – aus heutiger Sicht fast eine ferne Welt, eine Welt vor der Verwandlung, vor der Wende, vor der friedlichen Revolution. So vieles, manchmal möchte man meinen: fast alles ist anders geworden. Nicht zuletzt und anders als gedacht und gehofft in den Fragen von Krieg und Frieden. Das Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung, das seit 1992 jährlich ein sogenanntes „Konfliktbarometer“ erstellt -, es benennt weltweit 424 Konflikte für 2014 und damit eine deutliche Zunahme gegenüber den Jahren zuvor. 46 dieser Konflikte werden als besonders gewaltsam, ja als Kriege eingestuft – Syrien, die Ukraine stehen im Fokus der Aufmerksamkeit. Dagegen werden von uns die gewaltsamen Konflikte in Afrika meist ausgeblendet. Dazu kommt natürlich die Situation in Afghanistan und schließlich – schon 2014 und jetzt ja fast medial allgegenwärtig – der Fall des sogenannten Islamischen Staates, kurz IS.

So vieles also hat sich verändert in den letzten zwei Jahrzehnten, das „Recht des Stärkeren“, oder besser: die „Macht des Stärkeren“ – siehe Ukraine – ist wieder präsent, wobei es weniger um einen offenen zwischenstaatlichen Kampf geht – das alte Bild vom Krieg ist da passé. Mehr geht es um eine Art sogenannten „hybriden Krieg“, in dem einzelne Milizen, terroristische Aktionen, politischer Wille und das Handeln sogenannter „Schutzmächte“ zusammen kommen. Neben dieser Form des hybriden Krieges beherrscht vor allem die asymmetrische Gewaltauseinandersetzung – etwa im Irak oder in Afghanistan – heute das Weltbild, so dass es umgekehrt in der Regel nicht um einen „Kriegseintritt“ im Sinne von großen Kontingenten von Bodentruppen geht, sondern um Interventionen, Eingreiftruppen, Friedenssicherungsversuche, begrenzte Lufteinsätze und schließlich Waffenlieferungen. Die Verschiebung von zwischenstaatlichen zu innerstaatlichen gewaltsamen Auseinandersetzungen führt zu einer Erhöhung der komplexen Lage der Weltpolitik, die Bedrohung durch und die Bekämpfung des internationalen Terrorismus als der beherrschenden Form asymmetrischer Auseinandersetzung steht dabei ganz oben auf der Agenda.

Wenn ich mit den furchtbaren Bildern von Aleppo eingestiegen bin, dann ist das in gewisser Weise eine ebenso erschreckende wie für all das jetzt kurz Genannte repräsentative Falldarstellung: der syrischer Bürgerkrieg ist ein hybrider Krieg, weil in ihm ein innerstaatlicher Konflikt durch weitere Großmächte zugleich eingefroren und zur Eskalation gebracht wird, ein Krieg, in dem das

ganze Grauen von Bürgerkrieg sowie von religiösem und politischem Fanatismus in einer geradezu unendlich erscheinenden Gewaltschleife gefangen ist.

Fast, liebe Schwestern und Brüder, fast möchte ich meinen, die Friedenslieder sind uns vergangen in den letzten Jahrzehnten. Erst, weil wir dachten, dass wir sich nicht mehr bräuchten – zu groß das Glück der Überwindung der alten, erstarrten Weltordnung von Ost und West. Und dann irgendwie auch zu groß und zu unübersichtlich und geradezu überkomplex die Situation und der damit verbundene Schmerz der neuen Weltordnung, in der die Welt so in Unordnung ist, dass ein friedensbewegtes Aufbrechen nicht recht vorstellbar erscheint. 424 bewaffnete Konflikte, 46 Kriege, wenn die Reformationsbotschafterin der Evangelischen Kirche da in einem Interview erklärt, sie fände Beten ein wichtiges Mittel, wird sie im gesellschaftlichen Diskurs belächelt.

Komm, Herr segne uns – Frieden gabst Du schon, Frieden muss nach werden – das ist gesungen die Sprache des Gebets. Aber ich gebe zu, fast hätte ich über die Jahre dieses Lied vergessen. Gut, dass wir es einst auswendig gelernt haben. Aber ja, liebe Schwestern und Brüder, das Lied und das Gebet sind das erste, aber nicht alles, was wir Christen zu sagen haben. Wir stehen doch mitten drin im friedensethischen Diskurs, auch und gerade als Kirche stehen wir da mitten drin. Frieden ist unser Auftrag, ist der selbstverständliche Auftrag des Evangeliums. Davon sprechen wir am Ende jeden Gottesdienstes – ob wir nun Trautweins Lied singen oder nicht. *Der Herr erhebe sein Angesicht auf uns und schenke uns Frieden*. Frieden ist – wenn es gut geht – das letzte Wort vor dem letzten Amen in jedem Gottesdienst. Frieden. Gottes Schalom. Es ist die erste und die letzte Botschaft der Bibel, die Mitte des Evangeliums – von den Friedenstexten an Weihnachten angefangen über die Lehre Jesu von der aktiven Gewaltlosigkeit – Feinde lieben, Schläge ertragen – bis zur eschatologischen, endzeitlichen Friedenshoffnung, die jetzt, im November, so besonders wach ist in Texten und Gottesdiensten. Friede ist unser Auftrag aus dem Evangelium, Frieden ist die Verheißung Gottes vor allem und in allem.

So stehen wir selbstverständlich und logisch immer schon mitten in den friedensethischen Herausforderungen und Diskursen unserer Zeit. Und da hat sich viel getan seit den 80er Jahren in der Friedensethik, genau genommen hat sich seit Ende des zweiten Weltkrieges hier viel verschoben. Neue Wege in der Friedensethik, neue Wege in der Kirche – so ist dieser Vortragsimpuls überschrieben und dem will ich jetzt auch nachkommen. Dabei wird es immer so ein Stück in dieser Figur, in dieser Bewegung bleiben, die ich jetzt einmal aufgenommen und vorgeführt habe – also: von der selbstverständlichen, tiefsitzenden, urtümlichen Friedensbewegung, von diesem urevangelischen Auftrag über und durch die Unübersichtlichkeit und Friedlosigkeit der Welt und uns selbst hin zu der alten Verheißung in ihren neuen Wegen heute. Wenn Sie so wollen also stets von der guten Stiftung der Schöpfung und des Evangeliums durch das Tal von Sünde und Kreuz und von dort aus der Überwindung des Todes hin zur Stiftung neuer Friedenswege aus

dieser Überwindung heraus. Das ist die selbstverständliche christliche und kirchliche Bewegungsrichtung, die ich in dieser längeren Einleitung jetzt einmal vorweg abgeschritten bin und die Sie in den einzelnen Abschnitten, die nun kommen, im Ansatz je entdecken können.

Die Abschnitte, in denen ich dabei vorgehen will, nenne ich einmal vorweg, damit Sie sich orientieren können und nicht nur „mitschwimmen“ müssen, nicht wissend, wo es wohl hingehen mag und welche Richtung der Redner jetzt wieder nimmt. Also die Gliederung als Geländer:

Nach der Einleitung – Komm, Herr, segne uns und schenk uns Frieden – folgt

Erstens: Friedensethik – vom gerechten Krieg zum gerechten Frieden. Zwischen ultima ratio und dem Prä für das Zivile, Humanitäre, Gewaltfreie und Präventive

Zweitens: Friedensethik – Zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik – Just policing

Drittens: Evangelium – der dreifache Gebrauch des Gesetzes. Von Vergeben und Frieden stiften lassen

Viertens: Kirche zwischen Königsherrschaft Christi und Zwei-Regimenter-Lehre: Bilden, Beten und so Frieden lernen.

Fünftens und Schluss: Friedensbewegung – immer das Gleiche und doch voran. Das verdrießt uns nicht, schon gar nicht, wenn wir singen und beten.

Das, liebe Schwestern und Brüder, ist also der Fahrplan. Wenn Sie den Eindruck haben, diese Menge klingt nicht gerade nach einem Friedensangebot zugunsten von Knappheit und Rednerkürze, dann will ich Ihnen versuchsweise versprechen: jeder der Punkte gut 5-6 Minuten, also von nun an noch etwa 30, hoffentlich ein wenig drunter. Wie auch immer: ich zähle rauf, sie können runter zählen:

Erstens: Friedensethik – vom gerechten Krieg zum gerechten Frieden. Zwischen ultima ratio und dem Prä für das Zivile, Humanitäre, Gewaltfreie und Präventive

Der Friedensbeauftragte der EKD – Renke Brahm – hat in den letzten Jahren in verschiedenen Vorträgen immer wieder auf folgendes hingewiesen. Wir haben einen kräftigen Wandel in der friedensethischen Debatte seit 1945 hinter uns. Dieser Wandel lässt sich beschreiben als Paradigmenwechsel: von der über Jahrzehnte, ja Jahrhunderte beherrschenden Debatte um die Frage, ob es einen „gerechten Krieg“ geben kann, hin zu einer Orientierung des Diskurses an der Vorstellung vom „gerechten Frieden“. *Gerechter Frieden* als ethisches Leitbild – das ist nicht nur freundlich positives Wortgeklingel. Vielmehr ist es der ethische Rahmenbegriff, in dem sich Ana-

lyse, Mittelwahl und Zielperspektive einer neu formulierten Friedensethik vereinen. So ist die ethische Orientierung vom *Gerechten Frieden* in der Friedensdenkschrift der EKD von 2007 zentral grundgelegt. Nun: Worum geht es dabei? Was ist gemeint?

Es geht um die selbstverständliche Einsicht, dass Frieden mehr ist als das Schweigen von Waffengewalt. Es geht darum, dass zur Friedenspolitik und zur Friedensethik die Analyse und die Prävention im Blick auf die Ursachen von Krieg dazu gehören: in der globalen Welt sind das allemal und noch mehr als früher zuerst die Sorge um eine gerechte Ressourcenverteilung von Wasser, Energie und Nahrung. Beim Leitbild vom *Gerechten Frieden* geht es schließlich darum, dass alle humanitären, präventiven, gewaltfreien und zivilen Maßnahmen die erste und die den Rahmen setzende Option sein soll und muss. Das klingt irgendwie selbstverständlich und selbst erklärend, das ist es aber lange nicht gewesen. Unter dem alten Leitmotto *si vis pacem para bellum – wer den Frieden will, muss den Krieg vorbereiten* -, unter diesem alten Leitmotto gehen bis heute die großen politischen Geldsummen in Rüstungs- und Militäretats und die nur ganz kleinen Summen gehen demgegenüber in Friedensschulung, Gewaltprävention, Ursachenanalyse und Stärkung humanitärer Hilfe und Stabilisierung.

Das Leitbild vom Gerechten Frieden sucht hier eine Umkehrung. Dafür sucht es die Umkehrung der Argumentationslogik. Langzeitanalysen von Kriegs- und Gewaltherden zeigen, dass die Ausübung von Gewalt, der Einsatz von Waffen und auch die Lieferung von Waffen stets diese Mittel perpetuiert und zumeist weitere Gewaltherde nach sich zieht. Die bis in die Regeln unseres politischen Handelns eingesickerte Einsicht, dass es keine Waffenlieferungen in Kriegsgebiete geben darf, gilt im Grunde friedensethisch in viel weiterem Umfang: Der Einsatz von Gewalt gebiert in der Regel neue Gewalt. Die ausdrückliche und vorrangige Option für Gewaltfreiheit schafft hingegen langfristig friedensethische Handlungsfreiheit. Deshalb wird unter dem Leitbild des *Gerechten Friedens* friedensethisch sehr klar umrissen, wie in engen Grenzen auch der Einsatz von militärischer Gewalt aussehen könnte – und zwar stets als Setzung einer Art polizeilichen Eingriffsaktion, heißt: legitimiert nur durch Mandat der Vereinten Nationen bei klarer Benennung von Zielen und Grenzen einschließlich einer sicheren Exit- und einer sich anschließenden Entwicklungsstrategie für jene Gebiete, in denen diese Eingriffsaktion vollzogen worden ist. Prävention, Ursachenbekämpfung, Stärkung der zivilen Kräfte, Festhalten an der ersten Option der Gewaltlosigkeit und – bei und nach einer quasi polizeirechtlichen, gewaltsamen Intervention – die anschließende Friedensentwicklung – all das gehört zum Leitbild des *Gerechten Friedens*, einem Leitbild, das so konturiert erkennbar und leicht mit biblischen Quellen und dem Zuspruch des Evangeliums zu verbinden ist.

Deutlich möchte ich noch einmal darauf hinweisen: die Frage nach der militärischen Option oder Intervention ist in diesem Leitbild nicht vollständig verbannt. Aber Ausgangs- und Endpunkt der Debatte ist nicht, ob es – als ultima ratio – als letzte Vernunft oder Unvernunft – einen gerechten

Krieg geben kann oder soll. Ausgangs- und Zielpunkt ist der umfassende friedensethische Entwurf, in dem die Frage nach der gerechten Gewaltintervention eine bisweilen zwingende Teilfrage sein mag. Das ist die Umkehrung eines jahrhundertlangen Argumentationszugangs zum Thema. Das soll als erstes festgehalten sein.

Und dann auch als zweitens: ein schlichtes Negieren, eine Art einfaches Verbot des Bösen, eine Art einfaches Abschaffens von Krieg und Gewalt – so gerne wir es hätten – wohnt auch diesem Konzept nicht inne, ja wäre naiv. Die ultima ratio des Einsatzes von Gewalt – stets im Dilemma von unbedingtem Tötungsverbot einerseits und unbedingtem Schutzgebot anderer andererseits zu erleben – diese ultima ratio, in der das Böse mit dem Bösen ausgetrieben werden soll und muss, diese ultima ratio bleibt Teil im Leitdiskurs vom Gerechten Frieden. Aber die Option bleibt sozusagen eingehogter Teil, eingerahmt von viel weitreichenderen Friedensvorstellungen und Friedensbemühungen – und das, denke ich, ist richtig und gut so. Das Leitbild vom Gerechten Frieden ist eines, das mit der empirisch belegbaren Einsicht ernst macht, dass nur Ursachenbekämpfung, Friedensprävention und Gewaltfreiheit langfristig Frieden ermöglichen können. In diese Wahrheit eingehogt werden muss die nachrangige, womöglich im Einzelfall unvermeidliche Gewaltanwendung, auch, damit sich diese Option nicht doch unter der Hand und in der Verteilung von Ressourcen, Geldern und Aufmerksamkeit zur dann doch wieder vorrangigen entwickelt.

Ich bin überzeugt: diese von der EKD und ihrem Friedensbeauftragten in den letzten Jahren immer wieder betonte Leitorientierung ist im besten Sinne christlich und biblisch gegründet – denn sie geht sozusagen aus vom Schalom als einem umfassenden, gerechten Frieden und behält diesen Schalom als Leit- und Hoffnungsbild bei. Im Bild vom Lied gesprochen, mit dem ich eingestiegen bin: der Frieden, den Gott geschenkt hat und der wieder werden soll, bleibt in diesem friedensethischen Konzept der cantus firmus, die Melodie, die trägt und nicht aus dem Kopf geht, egal, was kommt.

Von hier führt der Weg direkt zu meinem Punkt.

Zweitens: Friedensethik – Zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik – Just policing

Denn was aber, wenn die Melodie des Friedens durch den Kopf gehen will, aber das Kriegsgetümmel um uns herum groß ist, die Gewaltexzesse unerträglich. Wir leben mit den Bildern aus Aleppo. Und können damit eigentlich nicht leben. Wir sehen das Morden des IS, die Inszenierung der Hinrichtungen, das Nutzen des Zusammenhangs von Medien und Gewalt, um die Herrschaft auszubauen und Präsenz in der modernen Form der abscheulichen und abschreckenden Show zu demonstrieren. Wie ist in diesen Momenten ethisch zu verfahren? Was heißt hier Friedensethik und wie lässt sich ethisches Handeln unter diesen Bedingungen begründen, rechtfertigen,

entwerfen? Ethik als die Frage nach dem richtigen Handeln bzw. Verhalten benennt die Problematik der Pflichtenkollision. Ich darf, ich kann, ich will nicht töten. Und ich darf aber auch nicht das Töten oder Leiden des Nächsten zulassen. Um es zu verhindern muss ich möglicherweise tun, was mir eigentlich verboten ist. In der Pflichtenkollision bleibe ich nicht schuldlos, muss ich mich schuldig machen – so oder so. Ich entkomme der Kollision nicht, wenn der Nächste leidet. Wenn ich die Bilder aus Aleppo sehe, entkomme ich als Bürger unseres Staates nicht Verantwortung und Schuld. Sei es durch das Optieren für Eingreifen. Sei es durch das Optieren für Nichteingreifen.

Als sogenannter gesinnungsethischer Pazifismus gilt in diesem Zusammenhang jene Position, die auch unter den Umständen des ethischen Dilemmas das Prä der bedingungslosen Gewaltfreiheit festhält. Die Begründung hierfür liegt ein gutes Stück in dem, was ich unter Erstens ausführlich dargelegt habe. Es handelt sich also nicht um einen „bloß naiven“ Standpunkt, sondern einen ethisch gewichtigen, ernstzunehmenden – zumal ein solcher gesinnungsethischer Pazifismus sich gut auf die radikale Feindesliebe, Gewaltfreiheit und das Duldungsgebot Jesu aus der Bergpredigt berufen kann. Lieber Gewalt erleiden als mit Gewalt antworten. Die Verschärfung des ethischen Dilemmas dieser Position tritt allerdings stets dann ein, wenn es nicht um das Erleiden von Gewalt bei uns selbst geht, sondern das Erleiden von Gewalt bei anderen so ermöglicht, nicht gestoppt oder verlängert wird. Die Debatten um diese Problematik kennen vermutlich viele von uns zur Genüge – im Rahmen des Kosovo-Konflikts um die Jahrhundertwende hat sich eine Regierungspartei – die Grünen – in diesem Dilemma sozusagen gehäutet und hat von einer ursprünglich pazifistisch-gesinnungsethischen Position zu der klassisch verantwortungsethischen Positionierung gewechselt. Um der Opfer willen, um der wehrlosen Opfer willen kann das angemessene ethische Handeln nicht im Zuschauen liegen, so die Verantwortungsethik, die ein gewaltsame Intervention an diesem Punkt begründet.

Im Blick auf Aleppo – aber auch im Blick auf den Völkermord an den Jesiden haben wir seit ein zwei Jahren diese Debatte wieder auf der Tagesordnung. Der jetzige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche hat sich hier im vorletzten Jahr sehr klar positioniert, als er – aus verantwortungsethischen Motiven heraus – den Einsatz von Bodentruppen gefordert hat. Verantwortungsethik und Situationsethik – also jene Position, die sagt, dass wir als Christen mit dem Hören auf unser Gewissen schwerlich pauschale Vorgaben für ethische Dilemmata geben können, sondern uns eingestehen und zugestehen, in der jeweiligen Situation des Dilemmas auf unsere Gewissen und auf das Gebot Gottes zu hören –, Verantwortungsethik und Situationsethik gehen in der Regel Hand in Hand.

In der Friedensethik, die sich ja gewissermaßen fast ununterbrochen mit diesem Dilemma beschäftigen muss, ja in gewisser Weise ist der Aufbau und Erhalt eines Militärs in diesem Dilemma

begründet, jedenfalls eines Militärs, das sich letztlich als Friedenstruppe verstanden wissen will – das ist ja die Zuspitzung des anerkannten Dilemmas, mit Waffen Frieden schaffen zu wollen –, in der Friedensethik schien lange gar kein Ausweg aus diesem Gegenüber der beiden Positionen von Gesinnungs- und Verantwortungsethik zu bestehen. Das in den letzten Jahren vielfach propagierte Konzept des just policing versucht hier einen Neuaufbruch, der beide Positionen ein Stück miteinander verbindet. Dabei wird in diesem Konzept etwas fortgeführt, was in der bereits erwähnten Friedensdenkschrift von 2007 bereits angelegt war. Da, in der Denkschrift, heißt es: *„Im heutigen völkerrechtlichen Kontext ist eine rechtmäßige Autorisierung militärischer Zwangsmittel nur als eine Art internationaler Polizeiaktion nach den Regeln der UN-Charta denkbar.“* Damit klingt an, was der Architekt des Konzepts just policing – auf deutsch: nur polizeilich, oder, bewusst schillernd just von justice her gelesen: gerecht oder rechtmäßig polizeilich – was also der Architekt von just policing, Gerald Schlabach, entwickelt hat, und zwar: rethinking war in terms of policing, auf deutsch: neu begreifen, zurück denken von Krieg in den Kategorien des Polizeihandelns.

Hervorgegangen ist das Ganze aus einem mennonitisch-katholischen Gesprächsprozess um die Jahrtausendwende. Kern dieses Konzepts ist eine Abgrenzung rechtlich verankerter und so tolerabler polizeilicher Gewalt von militärischer. Polizeiliche Gewalt, so das Konzept, ist reaktiv, ist an Recht und Rechtsstaatlichkeit gebunden, lebt von der defensiven Innenperspektive statt der expansiven Außenperspektive der transrechtlichen Eroberung. Im Grunde – insofern eben wirklich nahe zu den Vorstellungen einer Weltinnenpolitik durch Vereinte Nationen – [im Grunde] setzt just policing das Konzept eines funktionierenden Weltsicherheitsrates voraus. Darin liegt – das wird schnell offenkundig – darin liegt Stärke und Schwäche des Ansatzes zugleich. Just Policing kann nur funktionieren, wo Rechtszusammenhänge noch gegeben sind oder zumindest garantiert werden können. Oder einfacher formuliert: Blauhelm-Truppen – ob nun mit der Möglichkeit von Waffeneinsatz im Sinne eines policing oder ohne – Truppen dieser Art funktionieren als Polizei zur Befriedung gewaltsamer Konflikte nur dort, wo diese policing insgesamt akzeptiert wird. Das ist die Grenze des Konzepts – und wir erleben diese Grenze womöglich in Aleppo, in der Ukraine, wir erleben die Grenze immer dort, wo die Parteien sich einem Konzept von Weltinnenpolitik nicht unterstellen.

Gleichwohl: mir scheint, mit der Ausformung und Weiterentwicklung dieser Idee – insbesondere in unserer badischen Partnerkirche – beschreiten wir neue, konstruktive Wege in der Friedensethik. Vor allem, und unter dieser Überschrift habe ich es ja eingeführt, vor allem, wenn es darum geht, an diesem Punkt pazifistische Ansätze und klassisch verantwortungsethische Positionen zusammen zu führen. Hierzu ein Zitat von Schlabach von 2011:

„Würden die besten Intentionen der Theoretiker des gerechten Krieges in die Praxis umgesetzt, dann würden sie nur ein gerechtes polizeiliches Handeln legitimieren, auf keinen Fall jedoch Krieg. Und wenn christliche Pazifisten in irgendeiner Weise Operationen, die begrenzte, aber potentiell tödliche Gewalt mit sich bringen, unterstützen, sich daran beteiligen oder sich zumindest nicht völlig dagegen aussprechen, dann gilt das für ein gerechtes polizeiliches Vorgehen. Just Policing – und nur ein gerechtes polizeiliches Handeln.“

Just policing – ein Konzept im Aufschwung, ethisch im Anspruch einer Brücke zwischen pazifistischer Gesinnung und klassischer Verantwortung. Ethisch eindrucksvoll sollte und wird das in diesen Jahren ständig weiter gedacht, auch, damit es vor falschen Idealisierungen bewahrt wird. Denn hier kann auch eine Überhöhung polizeilicher Gewalt lauern, die am Ende von militärischer Gewalt nicht mehr unterschieden werden kann. In jedem Fall geht es um die Legitimierung, Domestizierung und Zivilisierung von Gewalt durch ihre klassische, im Völkerrecht begründete Monopolisierung – die, das müssen wir theologisch festhalten, die natürlich auch als im Rahmen des rechtlich begründeten Gewaltmonopols Gewalt bleibt, um des Friedens willen ausgeübte Gewalt. Ein vollständiges Entkommen des ethischen Dilemmas ist auch im Konzept des just policing nicht möglich.

Das Friedenslied, das wir singen, bleibt also auch hier ein Lied auf Hoffnung und oft genug gegen den Augenschein. So komme ich zu

Drittens: Evangelium – der dreifache Gebrauch des Gesetzes. Von Vergeben und Frieden stiften lassen

Du sollst nicht töten, heißt Gottes gutes Gebot. Du sollst nicht töten. Und biblisch lesen und hören wir auch: Krieg soll um Gottes Willen nicht sein. Das ist das Gebot, das ist der Auftrag, das ist der Ausgangspunkt.

Die evangelische Theologie kennt einen dreifachen Gebrauch, einen dreifachen Sinn der Gebote. Der erste, der sogenannte primus usus oder usus politicus – der sogenannte erste oder politische Sinn des Gebots: simpel: sein Einhalten. Und damit dieses Einhalten in Gemeinschaft und Gemeinwesen gelingt: die Einrichtung von Ordnung und Obrigkeit, die das Gebot umsetzt und garantiert. Wie das aussieht, habe ich gerade ausführlich thematisiert. Staatliche und gesellschaftliche Ordnung dient dazu, dass nicht Chaos regiert, sondern eine Ordnung im bestmöglichen Sinne der Gebote. Deshalb das christliche und evangelische Vertrauen, dass Ordnung und Obrigkeit im Prinzip – oder besser: als Prinzip – von Gott sind. Jedermann sei Untertan der Obrigkeit. Römer 13. Diese Annahme rechtfertigt sich allerdings nur, wo die Ordnung Garant der guten Gebote sein und bleiben will – wo dieses derart unerkennbar oder ins Gegenteil verkehrt wird, da ist der Widerstand gegen die Ordnung und am Ende auch der Tyrannenmord legitim. Aber nun: der ers-

te Gebrauch, der erste Sinn des Gebots: Einhalten. Ordnung ermöglichen. Gerechtigkeit suchen. Nicht töten. Der zweite Gebrauch, der zweite Sinn des Gebots, Luther und die Reformatoren nennen ihn den *secundus usus* oder *usus theologicus* bzw. *pädagogicus*, also den zweiten, den theologischen oder pädagogischen Sinn, als da wäre: Das Gebot zeigt mir, dass ich Gottes Wille nicht zu folgen vermag. Das klingt paradox? Aber es ist doch so. Ich soll nicht töten. Im Versuch, dieses Gebot zu erfüllen, erkenne ich, dass es mir nicht gelingt.

Nun werden – hoffentlich viele von Ihnen – sagen: ich habe doch noch gar keinen getötet. Ja. Und doch: es hängt natürlich an der Definition, was töten heißt: Jesus nimmt ja eine erhebliche Radikalisierung des Gedankens vor. Schon wer seinen Bruder, seine Schwester verachte, tötet. Hinzu kommt: wir leben alle davon, auch davon, dass andere Menschen für uns getötet haben. Um der Begründung unseres Gemeinwesens, wie es ist. Um seiner Verteidigung willen. Oder, noch einmal aus einer anderen Perspektive: unser Leben, unsere Art zu leben, führt dazu, dass woanders andere getötet werden. Strukturelle Sünde nennt das die Theologie – eine Variante dessen, was in der Geschichte der Theologie oft die Erbsünde genannt wurde. Also jene Sünde, die immer schon an uns Menschen hängt, weil sie zu unserem Menschsein nach dem Sündenfall gehört: das Abgefallen sein von Gott, das auf sich selbst bezogen sein, ganz und gar, das in sich und den eigenen Vorteil und den puren Selbsterhalt verkrümmte Sein unserer menschlichen Existenz. Das Gebot zeigt uns – zweiter Gebrauch -: wir sind Sünder, das Gebot hält uns den Spiegel vor, indem wir erkennen. Wir sind nicht so, wie wir sein wollen und sollen. Wir puzzeln uns Friedensethik zusammen. Und am Ende herrscht doch Krieg. Im Kleinen und im Großen. Struktur des Menschseins als sündiges Sein.

Der zweite Gebrauch des Gebots nun dient nicht dazu, den Menschen bloß zu frustrieren. Gar nicht. Der zweite Sinn des Gebotes dient dazu, den Menschen in Gottes Arme zu treiben. Dahin zu bringen, dass sich der Mensch zu Gott wendet, um Vergebung bittet und diese erfährt. Das Gebot ist also auch hier in diesem zweiten Gebrauch etwas sehr gutes. Als Spiegel unseres „wie wir halt sind“ treibt es uns zu Gott. Du sollst nicht töten. Statt zu sagen: *wir können aber doch nicht anders und hier musste es nun wirklich sein und nun lass mal, Gott, du hast uns ja so geschaffen, wie wir sind* – statt diesen Ausflüchten zu frönen erinnert uns das Gebot: wir gehören Gott, sind auf ihn angewiesen, ganz und gar seiner Vergebung bedürftig. Auch im schönsten just policing-Konzept sind wir das noch. Gott vergibt. Und dann tritt der dritte Gebrauch des Gebots ein – der *tertius usus legis*, der dritte Sinn. Das ist – ich gebe es zu – in der Theologie umstritten, ob es den gibt. Mancher sagt: der Mensch, der aus der Vergebung lebt, braucht nicht mehr das ausdrückliche Gebot – der Mensch, der aus der Vergebung lebt, lebt nach den Geboten, gewissermaßen und nun richtig wieder im ersten Sinn und Gebrauch. Andere, der reformierte Zweig der Reformation, sagen: der dritte Sinn, der dritte Gebrauch des Gebots ist wichtig. Er ist die Re-

gel dessen, der dankbar aus der Gnade lebt. Aus der Vergebung und in der Praxis des Dankes lebt der Mensch nun das Gebot Gottes. Entwirft beste Friedenskonzepte und setzt sie um.

Warum erzähle ich das alles? Kurz gesagt: weil theologisch und für unsere Glaubenspraxis in der Friedensethik dieses alles wichtig ist, um uns nicht selbst zu belügen und auch nicht selbst zu überfordern. Wir bleiben – auch friedensethisch beflissen und gespurt – Sünder und Gerechte zugleich, sündig im Tun, gerecht in Gottes Augen und auf Hoffnung hin. Das ist wichtig, um keine Konzepte zu entwerfen oder zu behaupten, die suggerieren, wir schafften den Himmel auf Erden. *Frieden gabst **Du** schon, Frieden muss **noch werden**, wie **Du** ihn versprichst* – wir bleiben auch im besten Konzept auf Gottes Vergebung angewiesen. Und zugleich gilt: Im Dank der Vergebung entwickeln wir ungeahnte Möglichkeiten, im Dank der Vergebung werden wir nicht müde, friedensethisch Positionen weiter zu entwickeln, die tragfähig sind und den modernen Umständen einer in vielem aus den Fugen geratenen Welt angepasst und angemessen.

Was ich hier versucht habe, von der und für die individuelle Existenz auszusagen, gilt in übertragener Weise auch für die Gemeinschaft – mit den entsprechenden theologischen Modellen, die ich zumindest noch kurz vorstellen will.

Viertens: Kirche zwischen Königsherrschaft Christi und Zwei-Regimenter-Lehre: Bilden, Beten und so Frieden lernen.

Kirche in ihrer Gemeinschaft der Glaubenden lebt von der Zusage und dem Weitersagen des Anspruches, dass Christus Herr und König der Welt ist. Sein Friedensreich soll kommen, ja hat in ihm und unter den Bedingungen der Welt und des Menschseins seinen Anfang genommen. Ein Reich des Friedens, des Schaloms. Die Königsherrschaft Christi setzt sich nicht mit Gewalt durch, sie bleibt ein Geglaubtes und Erhofftes, sie bleibt etwas geradezu nur Singbares und Gesungenes – erkennbar in der ganzen Schwäche und Stärke des bloßen Wortes und des verklingenden Tones. Aus der Hoffnung und Zuversicht dieser Herrschaft Christi blickt die Kirche auf die Welt – lässt ihr dabei die prophetische Einrede als Kritik an der Zeit zu teil werden. Was jetzt so fast ein wenig theologisch-lyrisch daher kommt, hat handfeste Konkretion. Es ist die Aufgabe der Kirche, vom Evangelium her, vom Gebot Gottes her die Zustände der Welt zu benennen, wo nötig auch zu kritisieren und zu ermahnen. Es ist die Aufgabe der Kirche, nicht müde zu werden zu sagen: Krieg darf um Gottes willen nicht sein. Wenn Sie so wollen, ist die Rede von der Königsherrschaft Christi die kollektive Variante einer klaren, entschiedenen pazifistischen Gesinnungs- oder Glaubensethik. Der Krieg in Syrien darf nicht sein. Und wir dürfen uns niemals damit abfinden.

Die dazugehörige Lehre von den zwei Regimentern oder zwei Schwertern ist die notwendige verantwortungsethische Ergänzung hierzu. Die Lehre von den zwei Regimentern bei Luther sagt: Es gibt den Bereich der Welt und den Bereich der Kirche oder des Geistes, in beiden – wohlbeachtet: in beiden – regiert Gott. Hier in der Welt durch das Schwert der Ordnung, der verantwor-

tungsvollen und weltbezogenen Wahrnehmung und Durchsetzung einer Ordnung – das Schwert muss ausgeübt, das Böse eingedämmt und zurückgewiesen werden. Hier durch das Schwert der Welt, dort aber, im anderen Regiment, durch das Schwert des Geistes, bei dem gilt: Unrecht wird in der Nachfolge Christi erlitten, lieber Unrecht erleiden als Unrecht tun. Die zwei-Regimente-Lehre ist, wenn Sie so wollen, die kollektiv-kirchliche Übersetzung von Verantwortungsethik, wobei eben genau zwischen dem, was ich um meiner geistlichen Verankerung willen ertragen kann und muss und dem, was ich um des Nächsten willen wehren muss, unterschieden wird.

Prophetisch Kirche sein aus der Ansage der Königsherrschaft Christi heraus – darauf hinweisen, dass auch da, wo im verantwortungsvollen Sinne militärischer Einsatz in Afghanistan erfolgt ist, deshalb noch nicht alles gut ist. Das ist das eine. Zwischen den Reichen und Regimentern angemessen unterscheiden, weil die Königsherrschaft Christi nicht von uns verwirklicht wird, wir uns aber so oder so zu gewaltsamen Konflikten verhalten müssen. Das ist das andere. Etwas sehr harmonisierend sage ich: Lehre von der Königsherrschaft Christi und Zwei-Regimente-Lehre ergänzen sich. Jahrhunderte haben sie sich in der Theologie widersprochen und – ja fast kann man sagen – bekämpft. Nun denn. Meines Erachtens gehen sie gut zusammen. Und begründen dann elementares:

Nämlich in diesem und in jenem Reich begründen sie das Bilden. Die Ausbildung von Friedenshandeln, Gewaltprävention, Anti-Agressionstraining, Policing-Konzepte, Erziehung hierzu von klein auf. Friedensschulung gehört zum unbedingten und zukünftigen Handeln der Welt. Um Frieden zu lernen.

Und aus jenem anderen Reich, für diese Welt und in dieser Welt begründen sie: Beten. Das erste, was wir lernen und bilden können aus dem Reich des Geistes ist das Beten um Frieden. Beten, das sich nicht im Plappern erschöpft. Das zum Handeln ermutigt. Aber immer auch die Geister unterschieden sein lässt. Wir bitten um Frieden. Wir bilden für Frieden. Wir erzwingen nicht den Frieden. Das, auch das ist wohl gemeint, wenn wir in der Kirche am Ende stets davon sprechen, dass der Friede Gottes höher ist als all unsere Vernunft. Um seinen Frieden bitten und beten wir von Anfang bis Ende. Bitten und singen.

Liebe Schwestern und Brüder,

kurz vor dem letzten Punkt stehend schaue ich erschrocken auf die Dinge, die ich noch nicht angesprochen habe und jetzt auch nicht mehr ausführen kann: der Faktor Religion in den modernen gewaltsamen Konflikten und die Aufgabe der christlichen Religion und der christlichen Kirchen hierbei. Kurz: die Stärkung der Friedenskräfte in den verschiedenen Religionen durch knüpfen entsprechender Netzwerke. Oder – anderes Thema: die Frage der sogenannten Friedens-

steuer, also der Gewissenskonflikt zwischen Steuerabgabe und Rüstungsetat. Geht jetzt zeitlich nicht mehr. Wollte ich aber gesagt haben - wenigstens diese zwei Desiderate.

Ich komme zum Schluss. Brauchen wir in der Kirche neue friedensethische Ansätze, das war die Frage, mit der mich der verehrte Präses, Sie, Bruder Semmler, losgeschickt hatten. Die Antwort – natürlich: ja und nein. Ja, wir brauchen neue friedensethische Ansätze und wir haben sie auch.

Gerechter Frieden als Leitbild, just policing als Konzept, das Einfordern von Friedensbildung als Basis aller zukünftigen Arbeit. Nein – es ist dabei nicht alles neu. Die Dilemmata bleiben, die theologischen Kernunterscheidungen ebenso, sie helfen uns, uns nicht zu überfordern, vor allem: aus dem Dank der Vergebung friedensethisch zu handeln und zu konzeptionieren. Ja und Nein also. Die Lieder, die wir singen, sind alt. Älter als die Reformationsjubiläum. Aber gerade das Komm Herr segne uns führt uns irgendwie auch ins letzte große Gedenken der Reformation. Und nun wieder. Gut so. Wir können es ja auswendig, irgendwie, dieses: Frieden gabst Du schon, Frieden muss noch werden. Damit er wird, halten wir uns an, der unser Friede ist. Und halten uns an den Auftrag nicht aufzuhören, nach neuen Konzepten zu suchen. Und nicht aufzuhören zu singen. Natürlich, das erste recht nicht.

Also, fünftens und Schluss: **Friedensbewegung – immer das Gleiche und doch voran.**

Dass das so ist, das verdrießt uns nicht, schon gar nicht, wenn wir singen und beten. Und das sollten wir am Ende doch tun. Davon singen und im Singen beten. So habe ich begonnen. So bitte ich, dass wir alle diesen Vortrag gemeinsam beschließen: Frieden gabst Du schon, Frieden muss noch werden, wie Du ihn versprichst uns zum Wohl auf Erden. Hilf, dass wir ihn tun, wo wir ihn erspähen. Die mit Tränen säen, werden in ihm ruhn. Vielen Dank für diesen gemeinsamen Schluss, vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.